

DETLEV IPSEN

*Die sozialräumlichen Bedingungen
der offenen Stadt - eine theoretische Skizze*

Die Frage nach den Bedingungen der offenen Stadt führt in ein widerspruchsvolles Feld von Vorstellungen, Wahrnehmungen und Bewertungen, dem ein ebenso vielgestaltiger sozialer und physischer Raum gelebten Lebens gegenübersteht.

Auf der einen Seite ist die offene Stadt ein „vorgestellter“ Raum im Sinne Lefébvres: Stadt wird als Einheit des Unterschiedlichen gedacht, fähig und angewiesen auf die Existenz des Fremden. Die Überschneidung sozialer Kreise, die kommunikative Potenz des Marginalen, gilt seit Simmel als soziale Basis der modernen, innovativen, komplexen, bunten und verlockenden Stadt. Und ebenso war es schon Simmel, der darauf hingewiesen hat, daß die Distanziertheit und kommunikative Kälte des Städters eine notwendige Reaktion auf den Umgang mit diesem Übermaß an Reizen und Unterschieden ist. Der Bewohner der offenen Stadt erscheint so nicht nur als der, „der lebt und leben läßt“, sondern auch als der, der lebt und leiden läßt.

Nicht genug, daß schon im utopisch positiv gedachten Entwurf der offenen Stadt die Paradoxie von Toleranz und Ignoranz enthalten ist, die gleiche städtische Wirklichkeit wurde und wird von Städtern unterschiedlicher Milieus konträr bewertet. Was den einen als bunte Vielfalt lieb ist, begreifen andere als bedrohliches Chaos. Was die einen als Basis der Innovation loben, sehen die anderen als existentielle Bedrohung. Es ist dieselbe Realität des Städtischen, die Neugier und Angst hervorruft.

So unterschiedlich schon Wahrnehmung und Bewertung der offenen Stadt sind, so vielgestaltig ist ihre gelebte Wirklichkeit. Sie reicht von der abseits gelegenen Unterkunft für Asylbewerber bis zu Chinatown, von arabischen Ghettos in den Grands Ensembles am Rand französischer Großstädte bis zu administrativ hergestellten sozialen Mischungen in Teilen des sozialen Wohnungsbaus in Deutschland, von dem traditionell jüdisch-arabischen Marais in Paris bis zu den deutsch-türkischen Milieus in Berlin-Kreuzberg.

Es ist klar, daß ein derartig vielfältiges, widersprüchliches und konträr bewertetes Feld von gesellschaftlichen Auseinandersetzungen begleitet ist. In deutschen Städten wird über die Verschärfung der Innenstadtordnung diskutiert; nicht nur soziale Distanz, sondern Gewalt gegen Ausländer und solche, die dafür gehalten werden, ist in vielen Städten Thema. Zugleich artikulieren sich die Befürworter der offenen Stadt in Plakaten, Veranstaltungen und politischen Initiativen. Die seit Jahren zunehmende Armut und soziale Ungleichheit in den Städten, eine verängstigte und in ihren Zukunftschancen bedrohte Mittelschicht sowie die „Suburbanisierung“ der Stadtpolitik, deren Akteure weitgehend in den Vorstädten, „vor den Städten“, leben und die dortigen Ordnungsvorstellungen zur Norm städtischer Entwicklung erheben, sind äußere Faktoren dieser Auseinandersetzung. Veränderungen in der Regulationslogik des Kapitalismus sind mögliche Ursachen. Es ist jedoch zu betonen, daß die Auseinandersetzung um das Konzept der offenen Stadt ständiger Begleiter der Stadtentwicklung ist, und Phasen eines breiten Konsenses und hoher Integration in der Geschichte der offenen Stadt wohl eher die Ausnahme als die Regel sind.

Die Entwicklungschancen für die Offenheit einer Stadt sind im hohen Maße nicht durch die Stadtentwicklung und die Kultur einer Stadt, sondern makropolitisch bedingt. Die Regelung der Einwanderung, die aufenthaltsrechtlichen Bestimmungen, die Möglichkeit, die Staatsbürgerschaft zu erlangen, sind äußerst

wirkungsvolle Rahmenbedingungen für die Entfaltung einer offenen Gesellschaft. Dennoch finden sich innerhalb identischer Rahmenbedingungen unterschiedliche Grade und Formen der Offenheit oder Abschottung in den verschiedenen Städten. Die Frage nach den typisch städtischen Regulationsformen, die wir als sozialräumliche Regulierungen verstehen, ist uns aus diesem Grund wichtig.

Wenn wir also nach sozialräumlichen Bedingungen der offenen Stadt fragen, so sollten wir nach Thesen suchen, die dieses widerspruchsvolle Feld aufnehmen, aber nicht auflösen. Die offene Stadt ist nicht eine Struktur, sie ist kein System, sondern entweder eine Konfiguration, die sich herstellt oder ein Projekt, das in und durch seine Widersprüche lebt. Die gestellte Frage präzisiert sich also insofern, als wir versuchen, die Logik dieser Konfiguration zu begreifen, um die Chancen für eine Politik des „Offen Haltens“ der Stadt zu verbessern.

Wenn wir von einer offenen oder einer geschlossenen Stadt sprechen, so ist präziser ein Kontinuum angesprochen, dessen einer Pol die Abschließung der Stadt gegen alles Neue und Fremde ist, und auf dessen anderem Pol die Stadt steht, die neue Ideen, Menschen und Güter ohne Behinderung aufnimmt. Beide Pole sind idealtypische Konstruktionen, die empirisch realen Fälle liegen zwischen den Eckpunkten der gedachten Skala. Der Grad der Offenheit bezieht sich auf Personen, Dinge und Ideen, die „neu“ sind, unabhängig davon, ob das Neue von außen kommt oder innerhalb der Stadt generiert wird. Diese beiden Aspekte zusammenzufassen ist insofern naheliegend, weil empirisch gesehen das Neue aus dem Zusammenspiel von „Importen und Importeuren“ und der inneren Differenzierung der Stadt und ihren subkulturellen Akteuren entstehen dürfte.

1. Migration und die Generierung von kulturellen Milieus

Die moderne Stadt ist nicht logisch oder notwendig mit einer offenen Stadt gleichzusetzen. Wir sollten zur Kenntnis nehmen, daß es schnell wachsende Städte in Afrika und Asien gibt, die dem Konzept der offenen Stadt eher nicht entsprechen, die aber gleichwohl nicht nur moderne Städte sind, sondern Träger der Modernisierung in diesen Ländern.¹ Wir sollten auch sehen, daß eine Reihe europäischer und amerikanischer Städte Entwicklungstendenzen aufweisen, die eher auf eine Schließung bestimmter Milieus hinweisen (Davis 1990), und dennoch würde niemand auf die Idee kommen, daß es sich dabei nicht um moderne Städte handelt.

Gleichwohl gibt es mindestens zwei Strukturmerkmale der modernen Städte, die darauf hindeuten, daß das Konzept der offenen Stadt objektive Grundlagen hat.

Zum einen ist die Migration zu nennen, die sich aus generativen Ungleichgewichten ergibt. Moderne Städte entstehen und wachsen über lange Perioden durch Zuwanderungen. Die meist jungen und unverheirateten Zuwanderer tragen dann ihrerseits durch eigene Kinder zum Wachstum der Städte bei (Pfeil 1972; Bähr 1995). Freilich sind dies nicht ständig fortlaufende Entwicklungen. Wenn sich das Stadtwachstum verringert, reduziert sich in der Regel auch die Bedeutung der Migration. Auf der anderen Seite finden wir gerade in Europa die Situation, daß auch nicht wachsende Großstädte auf Zuwanderung angewiesen sind. In vielen deutschen Großstädten reicht die Relation zwischen Sterbefällen und Geburten nicht aus, um den Bevölkerungsstand zu halten oder gar ein Bevölkerungswachstum zu erreichen.² Jede Migration bewirkt die Ge-

1 Zu denken ist dabei an Städte wie Singapur und zum Teil sicherlich auch die neuen Stadtentwicklungen in China.

2 Im einzelnen sind die Verhältnisse selbstverständlich jeweils unterschiedlich. So leben 1996 in Frankfurt a.M. 647304 BürgerInnen mit

nerierung neuer städtischer Kulturen oder trägt zur Veränderung vorhandener Kulturen bei.

Zweitens bestimmt sich die moderne Stadt als ein hoch arbeitsteiliges System. Dieser formalen Beschreibung entspricht es, daß sich konkrete Lebenssituationen ausdifferenzieren und auf der realen wie der symbolischen Ebene ständig neue Kulturmuster entstehen. Besonders auffällig sind dabei Jugendkulturen, die zumindest zunächst aus vorhandenen arbeitsteiligen Subsystemen ausgeschlossen bleiben und deshalb im öffentlichen Raum ihren Stil besonders deutlich präsentieren. Ebenso deutlich sind die symbolischen Differenzierungen bei großen, aber nicht mächtigen Migrantenkulturen wie dies in Deutschland bei den Türken der Fall ist.

Wenn man also sagen kann, daß moderne Städte aus ihrer eigenen Logik heraus ständig neue Alltagskulturen generieren, so wäre eine außerordentliche Unterdrückung notwendig, um ihre Entfaltung zu verhindern. Mit anderen Worten: die moderne Stadt „verlangt“ nach Offenheit für die Entfaltung immer neuer städtischer Kulturen und es bedarf ausgeprägter Repression, diese Tendenz zu dämpfen oder zu unterdrücken. Allerdings begleiten zum Teil scharfe Auseinandersetzungen zwischen Kulturen und Repressionen, die von einer dominanten Kultur ausgehen, die Geschichte der modernen Stadt. In Deutschland steht dafür als ein historisch wichtiges Beispiel

deutscher Staatsbürgerschaft und 165926 BürgerInnen mit nicht-deutscher Staatsbürgerschaft. In diesem Fall ist die Bedeutung der Migration für die Stadt insgesamt unübersehbar. Der Geburten/ Sterbe-Saldo ist negativ (-742) und trägt in diesem Fall mit einem vor allem durch Abwanderung der nicht-deutschen Bevölkerung bedingten negativen Wanderungssaldo zu einer Verringerung der Bevölkerung um 2752 BewohnerInnen bei. Auch in Kassel sinkt wegen der geringen Gebürtigkeit die Bevölkerung, doch wäre dieser Rückgang größer, wenn nicht im Saldo nicht-deutsche Bevölkerung zuwandern würde. In beiden Städten sind die saldierten Bewegungen insgesamt gering, es handelt sich also um weitgehend bevölkerungsstabile Städte. (Quelle: Hessische Gemeindestatistik 1997)

die Unterdrückung polnisch katholischer kultureller Praxis durch den preußischen Staat im Ruhrgebiet und aktuell die Auseinandersetzung um den repräsentativen Raum, der der muslimischen Kultur in Deutschland gewährt wird.³

Das Spannungsfeld zwischen der Offenheit der modernen Stadt und der gleichzeitigen Auseinandersetzung zwischen Kulturen, Konflikten um die Besetzung von Räumen und Repressionen kultureller Praxis ist das Themenfeld der modernen Stadt. Walter Siebel formulierte kürzlich die zentrale Frage: „Daß aus dieser prekären Existenz zwischen zwei Kulturen intellektueller Gewinn und ökonomische Produktivität resultieren statt sozialer Ausgrenzung und psychischer Krankheit, ist höchst voraussetzungsvoll“ (Siebel 1997, 34). Aber wo suchen wir die Voraussetzungen für eine „produktive Kultur der Differenz“ (Siebel 1997, 34)? Finden wir die Antworten bei der von Simmel konstatierten Blasiertheit des Großstädtlers, die als Schutzmechanismus fungiert, wie immer wieder angeführt wird? Ist es der öffentliche Raum, der Kommunikation zwischen Fremden ermöglicht, wie Bahrdt postuliert? Sind es die „natural areas“ der Chicagoer Schule, die „Halt und Schutz vor der anomischen Verarbeitung der Spannung der Kulturen“ ... bieten (Siebel 1997, 36). Sind die Bedingungen der Integration des Fremden „als langer, konflikthafter und widersprüchlicher Prozeß“ (Siebel 1997, 37) hinreichend beschrieben?

Sicherlich sind die hier nur beispielhaft angeführten Faktoren wichtige Aspekte einer offenen Stadt und beruhen auf immer noch gültigen Beobachtungen und theoretischen Annahmen. Und doch können diese Thesen nicht recht befriedigen. Zum einen sind die Thesen eher sozialpsychologische Mechanismen und keine Bedingungen. Es bleibt die Frage, wie und wo entstehen Schutzmechanismen, resignative Toleranz, kommu-

3 Als ein interessantes Beispiel für diese Auseinandersetzung kann der Moschee-Bau in Mannheim gelten. Siehe Alboga, Bekir: Symbole der Integration türkischer Kultur, in: Brech, J. u. Vanhúe, L. 1997.

nikative Kompetenz? Wie wird die „konfliktreiche Integration“ bewältigt? Zum anderen fügen sich die Thesen nicht zu einer theoretisch konsistenten Formulierung, die dann eine strengere Überprüfung bestimmter Entwicklungen in spezifischen Städten in bestimmten Zeitperioden ermöglichen würde. Nur so aber ließe sich eine Stadtpolitik, die eine offene Stadt fördert und ermöglicht, experimentell entwickeln.

Wenn es eine Theorie der offenen Stadt gibt, so muß sie meines Erachtens drei Kriterien erfüllen. Erstens: Die Formulierung der Bedingungen einer offenen Stadt muß strukturell sein, d.h. die Organisationsform der Stadt als Ganzes betreffen. Zweitens: Die so gefundenen Bedingungen müssen sich auf die gelebte Wirklichkeit beziehen, d.h., daß sich in ihnen auch die sozialpsychologischen Mechanismen wiederfinden müssen. Drittens: Die Bedingungen müssen sich sozialräumlich verorten lassen, da städtische Politik weitgehend räumliche Politik ist. Man könnte eigentlich eine vierte Bedingung hinzufügen, doch scheint sie mir selbstverständlich zu sein. Eine Theorie der offenen Stadt muß das vorhandene soziologische Wissen zu diesem Thema aufgreifen. Es kann also nicht darum gehen, besonders originelle Formulierungen zu finden, sondern Vorschläge zur Diskussion zu stellen, wie das Denken über die offene Stadt kohärenter, empirisch überprüfbarer und damit für eine mögliche Praxis der offenen Stadt relevanter werden könnte.

2. Drei Kulturen als strukturelle Konstellation

Das Problem der offenen Stadt, da herrscht große Übereinstimmung, ist die Umgangsweise verschiedener Kulturen miteinander, auch wenn über das „wie“ die politischen Ansichten sehr unterschiedlich sind. Aber wenn wir es zunächst einmal offenhalten, ob es sich um Akkulturation, Integration oder Pluralismus handelt, so ist es doch naheliegend, die Beziehung

der Kulturen zueinander als die strukturelle Konstellation der offenen bzw. geschlossenen Stadt zu sehen.

Es stellt sich dann sogleich die Frage, wie sich dieses Netzwerk der Kulturen strukturiert. Häufig wird - eventuell auch nur um die Erörterung sprachlich zu vereinfachen - von zwei Kulturen gesprochen. Implizit geht es dabei aber immer um die Beziehung einer dominanten Kultur zu mehreren anderen Kulturen. Empirisch gesehen wird unter dem Fremden oder dem Anderen sehr Unterschiedliches zusammengefaßt. Nicht nur daß die Migrantenkulturen sehr verschieden sind und sich nicht selten feindlich gegenüber stehen, auch die aus der inneren Differenzierung der Stadt generierten Kulturen haben mit den Migrantenkulturen oft nur den Minderheitenstatus gemeinsam. Dieser gemeinsame Status als Minorität ist allerdings nicht unbedeutend. Durch ihn entstehen nicht nur Konkurrenzen und Konflikte um knappe Güter wie Wohnungen und Arbeitsplätze, sondern auch gemeinsame Interessen und solidarischer Widerstand gegenüber Repressionen, allgemeine Ausländerfeindlichkeit und Diskriminierung.

Man muß sich fragen, ob es immer und überall eine dominante Kultur geben muß oder gibt. Die Frage, ob es immer zur Herausbildung von Hierarchien kommen muß, - die dominante Kultur ist ja nur der eine Pol einer Hierarchie, - kann hier offen bleiben. Mir erscheint es jedoch so, daß es kaum eine Stadt in der Welt geben dürfte, in der nicht eine Kultur dominant wäre. Selbst in Brasilien, das gemeinhin als pluralistisch und antirassistisch gilt, zeigt nicht nur die gemeinsame portugiesische Sprache die Dominanz einer Kultur an. Eventuell gibt es einige Fälle, in denen zumindest über eine lange Zeit hin zwei Kulturen gleichberechtigt nebeneinander existieren, wie vielleicht in Beirut bis zum Krieg die moslemische und die christliche Kultur gleichrangige Bedeutung hatten.

Wenn man ein Netzwerk der Kulturen einer Stadt konstruiert, so kann man als ein Element eine Beziehung zwischen einer

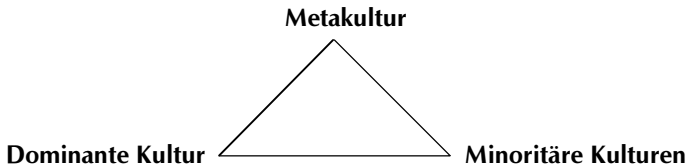
dominanten Kultur und einer Mehrzahl von minoritären Kulturen annehmen. Die Beziehung der minoritären Kulturen untereinander kann enger oder distanter sein, doch ist es wohl richtig anzunehmen, daß sie in sich hierarchisch gegliedert sind. Die Kriterien, nach denen sich die Hierarchie bildet, sind die Äußerungsformen und Privilegien der dominanten Kultur. Diese Hierarchien sind allerdings keineswegs stabil. Die Geschichte der Städte zeigt auch immer wieder die Veränderung der kulturellen Hierarchien bis hin zur Auswechslung der dominanten Kultur. Nehmen wir als Beispiel dafür die Entwicklung Istanbuls von dem oströmischen Konstantinopel über das griechisch orthodoxe Byzanz bis zum osmanischen und republikanisch kemalistischen Istanbul.⁴

Die Beziehung zwischen der dominanten Kultur und den Minoritätskulturen kann mehr oder weniger liberal sein. Dies allein ist jedoch lediglich eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für eine offene Stadt. Wir formulieren die Hypothese, daß das entscheidende Kriterium für die Offenheit einer Stadt die Entwicklung einer dritten Kultur ist, die alle Partikularkulturen einschließlich der dominanten transzendiert.⁵ Wir schlagen vor, diese Kultur Metakultur zu nennen. Ihr wesentliches Kennzeichen ist, daß sie auf allen Partikularkulturen aufbaut und sich zugleich von jeder unterscheidet. Sie enthält mit anderen Worten Elemente der verschiedenen Partikularkulturen, die sich aus dem Kontext ihrer jeweiligen Herkunft lösen und mit anderen Elementen anderer Kulturen eine neue Konfiguration eingehen.

4 Für eine materialreiche Darstellung dieser Entwicklung siehe Batur, Efiye (ed.), *Istanbul - world city*, Tarh Vakfi Yayinlari, Istanbul 1996

5 Der Öffnung dualistischer Raumbeziehungen widmet Edward Soja sein Buch *Thirdspace*. Auch er beschäftigt sich mit den urbanen Kulturen, doch wenn ich es recht sehe, nicht in dem hier gemeinten Sinn der Transzendenz.

Schema der kulturellen Beziehungen der Offenen Stadt



Die Hypothese der offenen Stadt geht also nicht davon aus, daß sich partikulare Kulturen auflösen, sondern daß sich ein Kräftefeld entwickelt, in dem sich die drei Kulturtypen gegenseitig beeinflussen. Die Integration erfolgt auch keineswegs nur über die Metakultur, obgleich ihre Existenz eine zentral notwendige Bedingung für die Offenheit der Stadt ist, sondern durch die Entwicklungen, Akkulturationen *aller* Kulturen.

Es ist offensichtlich, daß diese Hypothese empirisch überprüft und „gefüllt“ werden muß. Doch ergeben sich auch jetzt schon einige zentrale Forschungsfragen. Gibt es in einer Stadt mit mehreren Kulturen eine Metakultur, wie kohärent und manifest ist diese Kultur, auf welche Lebensbereiche bezieht sie sich (Sprache, Nahrung, Kleidung, Konsumpräferenzen, Beziehung der Geschlechter und Generationen, Freizeitverhalten etc.)? Bringt die Metakultur eigene Symbole und Leitbilder hervor? Wie liberal bzw. repressiv ist die Beziehung zwischen der dominanten Kultur und den minoritären Kulturen, gibt es einseitige oder wechselseitige Akkulturationen, welche issues spielen bei Konflikten zwischen den Kulturen eine Rolle?

Macht man gedanklich einen Streifzug durch verschiedene Städte Europas, so lassen sich in dieser Hinsicht wesentliche Unterschiede zwischen Amsterdam und Frankfurt, London, Paris, Berlin und Warschau vermuten. Auch innerhalb eines Landes sind durch ihre Geschichte und spezifische Rolle be-

dingte Unterschiede zwischen einzelnen Städten sehr wahrscheinlich.

3. Räume der Kulturen

Wie zu Beginn schon angedeutet, ist es wichtig, die auf der Ebene der Beziehungen und Konfigurationen der Kulturen formulierte Hypothese über die Entwicklungsbedingungen der offenen Stadt auf konkrete Räume, mehr aber noch auf die Raumstruktur zu beziehen, um den Bogen zur politischen und sozialen Praxis der offenen Stadt zu schlagen. Dabei steht im Mittelpunkt des Interesses nicht die räumliche Verteilung von Kulturen, - obgleich dies eine für die Stadtpolitik und die Planung wichtige Information ist -, sondern die Frage nach den räumlichen Bedingungen der Generierung der offenen Stadt. Diese Frage gliedert sich in zwei Teilfragen:

Erstens: Welche raumtypologischen Anforderungen müssen oder sollten erfüllt sein, damit sich neue Partikulkulturen entfalten können? Diese Frage ist zentral, weil der „Test“ dafür, wie offen eine Stadt ist, weniger darin zu sehen ist, wie ausgeglichen die Beziehungen der schon existierenden Kulturen sind, sondern vielmehr darin, welche Chance die Neubildung von Kulturen hat.

Zweitens: Ist es günstig oder gar erforderlich, daß es Räume gibt, die die Metakultur repräsentieren und welchen Charakter könnten diese Räume haben?

Wenden wir uns zunächst der ersten Frage zu. Eine neue Kultur ist im Kontext der schon existierenden Kulturen eher schwach. Um die vorhandenen Kulturen haben sich Machtssysteme gebildet, die über die Verfügung und Zugänglichkeit von Räumen bestimmen. Dadurch entstandene Konfliktlinien und Abhängigkeitsbeziehungen besetzen und strukturieren den Raum. Damit ergibt sich eine erste raumtypologische Bedingung für die Entfaltung neuer Kulturen. Es muß Räume ge-

ben, die nicht oder nicht in dem gleichen Maße besetzt sind wie die üblichen Flächen einer Stadt. Zwei Typen von Räumen erfüllen diese Bedingungen: die Nische und der Rand. Für beide gilt, daß sie in einem geringeren Maße formal reguliert sind, daß sie noch nicht oder nicht mehr besetzt sind. Nische und Rand sind jedoch nur dann für die Entfaltung neuer Kulturen günstig, wenn es sich nicht um von der Entwicklung der Stadt abgetrennte, sozial und ökonomisch isolierte Räume handelt. Nische und Rand sind dann günstig, um es positiv auszudrücken, wenn sich mit ihnen Aufwertungserwartungen verbinden können.

Nischen entstehen dadurch, daß die meisten städtischen Räume Zyklen von „Wert und Abfall“ durchlaufen. (Thompson 1981). Räume werden zu „urbanem Müll“ weil die Stilrichtung der in ihnen vorherrschenden Architektur aus der Mode gekommen ist oder weil sich ihre Nutzung ökonomisch überlebt hat. Dies führt zu einer Entwertung dieser Räume, die sich in sinkenden Grundrenten niederschlägt. Damit geraten diese Räume auch leicht aus dem Blick des öffentlichen Interesses, so daß die Dichte der formalen Regulierung hier im Vergleich zu anderen Stadträumen geringer ist. Kann sich mit solchen Räumen wenigstens in Umrissen die Erwartung einer zukünftigen Aufwertung verbinden, so sind sie für die Entfaltung neuer Kulturen optimal.

Ränder haben wenigstens in wachsenden Städten ähnliche Eigenschaften. Sie sind noch nicht besetzt und in vielen Ländern ist die dort existierende Regulationsdichte extrem gering. In Städten wie Athen und Istanbul, aber auch in vielen Städten Südamerikas entwickelt sich hier ein eigener Typus der Verstädterung, den wir an anderer Stelle periphere Stadtentwicklung genannt haben (Chtouris/Heidenreich/Ipsen 1993). Durch illegales Bauen, manchmal auch durch die Besetzung von fremdem Grund, schaffen sich Immigranten ein eigenes Haus als Basis für Produktion und Reproduktion. Die wachsende Stadt entwickelt erhebliche zentripedale Kräfte. Was heute

noch Rand ist, ist morgen in der Stadt. Damit steigt der Bodenpreis, was noch zusätzlich durch die Legalisierung der bestehenden Bebauung verstärkt wird. Die neuen, oft regional und ländlich geprägten Immigrantenkulturen können sich so materiell (durch den Bau neuer städtischer Häuser) und kulturell urbanisieren; sie bringen sich in die Stadt ein. An den Rändern kann man allerdings vielerorts auch deutlich machen, wie leicht die geographisch gleiche Situation zu einer Ungunstlage werden kann, wenn sie von der allgemeinen städtischen Entwicklung abgekoppelt werden. Die sogenannten Favelas in den großen brasilianischen Städten zeigen diese doppelte Form. Man findet dort ausgesprochen aufstiegsorientierte Gebiete und solche, die als relativ dauerhafte Armutsinseln nur ein marginales Dasein ermöglichen.

Nische und Rand haben noch eine weitere Eigenschaft gemeinsam. In ihnen ist das alltägliche soziale und ökonomische Leben in starkem Maß gemeinschaftlich geprägt. Familien und Regionen ähnlicher Herkunft, aber auch Wohngemeinschaften und Genossenschaften konstituieren ein Netz gemeinschaftlicher Ökonomie und Überlebensstrategien. Auf diese Weise kann sich neue Kultur relativ autonom entwickeln. Zugleich bieten diese gemeinschaftlichen Lebensformen in der modernen, gesellschaftlich geprägten Stadt Rückzug, Schutz und Sicherheit, um die starke Beanspruchung der Sinne und des Gemütes durch die Begegnung mit dem Fremden durch eine „Welt des Ähnlichen“ zu kompensieren.

Hier ist auch ein Ansatzpunkt für die Sozialpsychologie der offenen Stadt zu finden. Gemeinschaftsformen und relativ homogene Milieus bilden den Gegenpol zur Heterogenität und Komplexität der offenen Stadt. Zwischen diesen Polen bewegen sich die verschiedenen Adaptionsniveaus, die auf der Ebene des einzelnen Individuums ein optimales Verhältnis von

Komplexitäts-Induktion und -Reduktion ermöglicht (Berlyne 1974).⁶

Wenden wir uns nun der zweiten Frage zu. Braucht die Metakultur einen Raum und wenn ja, wie ließe sich dieser Raum charakterisieren? Man muß zunächst konstatieren, daß hierzu recht wenig Forschungen vorliegen und die Thesen deshalb stark spekulativ sind. Dennoch möchte ich dazu drei Aussagen formulieren.

Die Metakultur kann aus vornehmlich mentalen Elementen bestehen und ist dann bestenfalls sekundär räumlich. Als Beispiel kann der „Lodzer Mensch“ dienen. Lodz entwickelt sich als Industriestadt auf der Basis deutscher, jüdischer und polnischer Kultur im 19. Jahrhundert. Zentriert um die Textilindustrie und einige wenige große Unternehmen entwickelt sich die Vorstellung eines besonderen Menschenschlages, eben des Lodzer Menschen. Der Lodzer Mensch ist, folgen wir dem Bild, arbeitsam und pünktlich, ordentlich und modern, weder polnisch noch jüdisch oder deutsch, sondern das gute Gemeinsame der Partikulkulturen dieser Stadt. Dieses Bild braucht keinen besonderen Raum in der Stadt, die Stadt selber ist sein Raum. Ähnliches gilt für Sprachformen der Metakultur, wie sie etwa in dem Film „Blade Runner“ auftauchen. In der Stadt hat sich ein Slang entwickelt, der im städtischen Raum insgesamt die Metakultur repräsentiert. Eine Möglichkeit ist es also, daß der Raum der Metakultur die Gestalt der Stadt als Ganzes ist.

Es ist aber zum zweiten auch denkbar, daß die Metakultur Symbole entwickelt, die sich räumlich materiell niederschla-

6 Die Kernthese der Erregungstheorie von Berlyne verbindet die Attraktivität einer Situation mit der Komplexität und Neuigkeit der diese Situation kennzeichnenden Informationen. Die Beziehung ist: ein sehr geringes Komplexitätsniveau wird als unangenehm empfunden, ein sehr hohes ebenso. Dazwischen liegt ein individuell variierendes Optimumniveau.

gen, auf einen konkreten Ort bezogen sind. So hat das Bewußtsein, New York sei die Welt, konkrete Orte. Little Italy oder China Town sind nicht italienisch oder chinesisch, sondern das über das Partikulare der Kultur hinausreichende Element, das alle teilen. Ein Bestandteil löst sich aus dem inhaltlichen Kontext der Partikulkultur, hat aber sehr wohl einen Ort. Diese Orte werden zum Raumbild, zum symbolischen Ausdruck einer allgemein geteilten Sicht der städtischen Welt. Der Raum der Metakultur ist in diesem Fall Ort einer Partikulkultur, der aber nicht mehr das Besondere einer Kultur sondern den verallgemeinerten Beitrag dieser Kultur zur Metakultur repräsentiert.

Drittens ist es möglich, daß die verschiedenen Kulturen einer Stadt einen gemeinsamen Ort haben, an dem sie sich nicht als „ethnologisches Museum“, sondern in ihrer eigenen Kultur transzendierende Gemeinsamkeit repräsentieren. In New York könnte dies die ostentative Individualität sein, die man im Central Park lebt. Wenn es solche gemeinsamen Orte gibt, so sind sie hochsensibel gegenüber Vereinnahmungen durch die eine oder andere Kultur (und dies gilt auch gegenüber Ansprüchen der dominanten Kultur). Die beharrlichen zivilgesellschaftlichen Bemühungen um die Offenheit des Central Parks können ein Hinweis auf die empirische Existenz solcher gemeinsamen Orte der Metakultur sein.⁷

Wir hätten damit drei mögliche Raumtypen der Metakultur: die Gestalt der ganzen Stadt, ein sich transzendierender besonderer Ort einer Partikulkultur und Orte gemeinsam geteilter Repräsentation.

7 Siehe: Der Kitzel des Gruseligen, Der Spiegel 29, 1998, S.134ff.

4. Abschließende Bemerkungen zur politischen Praxis der offenen Stadt

Ohne Zweifel bedürfen die bislang vorgestellten Überlegungen und Thesen einer gründlichen und kritischen Diskussion sowie der empirischen Überprüfung, bevor man Schlußfolgerungen für die Politik und Planung einer offenen Stadt ziehen sollte. Es kann hier also nur darum gehen, darauf hinzuweisen, daß aus diesen Überlegungen überhaupt praktische Hinweise zu gewinnen wären. Ich möchte die Richtung meiner Überlegungen durch zwei Bemerkungen andeuten.

Auf Grund der vorgestellten Thesen zur kulturellen Konstellation der offenen Stadt ist es plausibel, über die Praxis der sozialen Durchmischung nachzudenken. Unsere These würde es nahelegen, kulturell homogene Stadträume nicht nur zuzulassen, sondern zu fördern. Die Planung und Politik hätte allerdings darauf zu achten, daß diese Gebiete durch ihre Ausstattung und den Erhaltungszustand, durch die Verkehrsanbindung und ihr öffentliches Image nicht zu Räumen der Diskriminierung werden können.

Die formulierten Thesen legen es auch nahe, daß Politik und Planung in einem gewissen Maße „Abwertungsräume“ zulassen, und daß in diesen Räumen die Regulations- und Kontroll-dichte zu verringern wäre. Dabei besteht die Schwierigkeit, solche Maßnahmen oder die Unterlassung von Maßnahmen so anzulegen, daß nicht der Eindruck einer dauerhaften Vernachlässigung oder gar Abkoppelung entsteht. Dies könnte dadurch geschehen, daß in solchen Gebieten die lokale Politik und Planung Beratung und Unterstützung für die Entwicklung gemeinschaftszentrierter Ökonomie anbietet.

Die beiden Überlegungen, die hier beispielhaft aufgeführt wurden, haben eines gemeinsam. Planung und Politik müßten Ambivalenzen zulassen. Zwischen Verfall und Sanierung entstünde ein Drittes: innere Stadtränder, genutzte Brachen, eben Nischen. Zwischen der sozialen Durchmischung und dem

„Ghetto“ entstehen „cultural areas“ mit eigenen Symbolen und einer Selbstregulierung des sozialen und ökonomischen Lebens. Neben der Marktökonomie steht eine Gemeinschaftsökonomie.

Damit wird erkennbar, daß die offene Stadt wahrscheinlich nicht ein klar strukturierter und insofern abstrakter Raum ist, sondern eher eine Reihung und Verknüpfung gelebter Orte, die Widersprüchliches miteinander verbinden. Ambivalenz ist ein wesentliches Kennzeichen der offenen Stadt. Das hat, wie man sich denken kann, erhebliche Konsequenzen für die Methoden der Planung.

Literatur

- BÄHR, Jürgen/MERTINS, Günter: Die Lateinamerikanische Gross-Stadt, Darmstadt 1995.
- BAHRDT, Hans-Paul: Die moderne Großstadt, Reinbek 1991.
- BATUR, Efife (ed.): Istanbul - world city, Tarh Vakfi Yayinlari, Istanbul 1996.
- BERLYNE, D.E.: Konflikt, Erregung, Neugier, Stuttgart 1974.
- BRECH, Joachim/VANHÚE, Laura (Hg.): Migration. Stadt im Wandel, Darmstadt 1997.
- CHTOURIS, Sotiris/HEIDENREICH, Elisabeth/IPSEN, Detlev: Von der Wildnis zum urbanen Raum. Zur Logik der peripheren Verstädterung am Beispiel von Athen, Frankfurt 1993.
- DAVIS, Mike: City of Quartz, London 1990.
- LEFEBVRE, Henri: The Production of Space, Oxford 1991.
- PFEIL, Elisabeth: Großstadtforschung, Hannover 1972.
- SIEBEL, Walter: Die Stadt und die Fremden. In: Brech 1997 .
- SIMMEL, Georg: Die Großstädte und das Geistesleben. In: G. Simmel: Das Individuum und die Freiheit, Berlin 1984.

SIMMEL, Georg: Exkurs über den Fremden. In: Gesamtausgabe
Bd. 2, S. 764-771, Frankfurt a.M. 1992.

SOJA, Edward W.: Thirdspace, Cambridge 1996.

THOMPSON, Michael: Die Theorie des Abfalls, Stuttgart 1981.